

Dossier : sind Sie urban? : Stadtleben heute

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **89 (2009)**

Heft 971

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

- 1 Du lässt mich in Ruhe und ich dich
- 2 Was eigentlich ist Urbanität?
- 3 Die Stadt ist alles, was der Abfall ist
- 4 Wenn die kreativen Klassen kommen
- 5 Urbane Umwertung der Werte
- 6 Die Unterwelt ist die Oberwelt

Sind Sie urban?

Stadtleben heute

«Urbanität». Das Schlagwort suggeriert «Weltläufigkeit», «Modernität», «Aufgeschlossenheit». Wer sich als «urban» bezeichnet, sieht sich als «gebildet», «kreativ», «unabhängig». Vom hochnäsigen und dünkelfhaften «Städter» – dem Schimpfwort von einst – ist wenig übriggeblieben. Kulturkritik, die in der Stadt das Dunkle und Verruchte ausmacht, ist passé. Die Menschen zieht es wieder in die urbanen Zentren. Für viele sind die Städte nicht mehr nur das Versprechen, Arbeit zu finden, sondern tun und lassen zu können, was man will. Sie sind der Ort des modernen Individualismus.

Gerade für die jungen Menschen gilt heute: je urbaner, desto besser. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Politik den Chic des Urbanen für sich entdeckte. Die Freisinnig-demokratische Partei der Schweiz etwa erklärte vor einigen Jahren, eine zielpublikumswirksame Neuausrichtung sei angezeigt, das neue Wählerpotential sei reformorientiert, modern und städtisch, kurz: jung, weiblich und urban. Die neue «urbane Mitte», auf die sie es abgesehen hatte, fand die FDP dann aber doch nicht. Bürgerlichkeit, einst Trägerin des Städtischen, ist für viele Urbane von heute bloss noch eine Erinnerung aus Kindheitstagen.

Städte verändern sich ständig und schnell. Wer gestern oben war, kann heute schon unten sein – und umgekehrt. Man kann unbehelligt seinen Geschäften nachgehen, und trotzdem beobachten mittlerweile Tausende von Überwachungskameras das Geschehen. Die Urbanen nehmen daran kaum Anstoss. Sie kümmern sich mehr um sich selbst, setzen auf Innovation und Kreativität. Damit treiben sie die nach Max Weber für die Moderne typische wissenschaftliche «Entzauberung der Welt» voran – und arbeiten mit dem Bau neuer Einkaufsparadiese und Vergnügungsarenen zugleich an einer «Wiederverzauberung».

Die Stadt – ein Ort der Widersprüche? Unter- und Oberwelt, Müll und Kunst, Überwachung und Individualisierung, Freiheit und Sicherheit, Monumentalität und Kleinräumigkeit. Im Urbanen scheint das eine ohne das andere nicht möglich. Oder doch? Soviel steht fest: die Stadt ist das Labor der Zukunft. Hier zeigen sich neue Lebensformen. Hier lässt sich beobachten, wie wir leben werden – ob wir uns nun als urban verstehen oder nicht.

Suzann-Viola Renninger & René Scheu

Die Stadt ist der Ort des Individualismus. Der Ort der Minderheiten. Der Anonymität. Und der Unruhe. Das urbane Leben hat seinen Preis. Ist es ihn auch wert? Austausch zwischen einem Landei und einem Städter.

1 Du lässt mich in Ruhe und ich dich

René Scheu im Gespräch mit Philipp Sarasin

Warum tut man sich das eigentlich an? Eine Wohnung in Zürich oder Genf zu suchen, das ist, als würde man sich um einen hochkarätigen Job bewerben. Die grünen Gemeinden in Stadtnähe bieten viel Ruhe und gute Stadtverbindungen.

Ach nein, der Traum vom Leben im Grünen war einmal. Wer es sich heute leisten kann, zieht in die Stadt. Eine postindustrielle Stadt wie Zürich mit alten Industriequartieren, die kulturell umgenutzt und aufgerüstet werden, ist ein äusserst attraktiver Wohnort...

...ja schon, aber das urbane Leben hat seinen Preis...
...die Nachfrage ist in der Tat gross, die Häuser- und Mietpreise in Zürich steigen stetig. Daher gibt es neben jenen, die in der Stadt leben wollen und dies auch vermögen, natürlich die Gruppe jener, die sich eine Wohnung in der Kernstadt nicht leisten können, die aber nicht wirklich auf dem Land, sondern in der Agglomeration wohnen, die genauso zur Stadt gehört. Dazu kommt schliesslich noch eine dritte Gruppe: jene, die es sich leisten könnten, aber dennoch nicht in der Stadt leben wollen. Dies ist eine betuchte Minderheit, die in die angrenzenden Kantone zieht, die in den letzten Jahren die Steuern kontinuierlich gesenkt haben. Die Steuerersparnis wiegt für sie höher als die Lebensqualität.

Es gibt aber auch die, die auf jeden Fall ein Leben im Grünen vorziehen. Ich gehöre zum Beispiel zu dieser Sorte Landeier.

Ja, das wäre die vierte Gruppe, und ich muss natürlich eingestehen, dass diese nominellen Land-

eier in der Schweiz immer noch die Mehrheit stellen: 2007 lebten laut Bundesamt für Statistik nur 42,4 Prozent der Bevölkerung in Städten; rechnet man allerdings die Bewohner der städtischen Agglomerationen hinzu – das heisst auch jene Menschen, die nur in sogenannten «Dörfern» wohnen –, dann sind es 70 Prozent. Was dieses Verhältnis betrifft, belegt die Schweiz im internationalen Vergleich einen Spitzenrang. Interessanter als dieser Wert ist aber der langfristige Trend, wie er sich am Beispiel Zürich ablesen lässt und der für alle Schweizer Städte gilt. In Zürich erreichte die städtische Bevölkerung im Jahr 1962 mit rund 440'000 Einwohnern ihr Allzeithoch...

...dann begann diese Zahl jedoch kontinuierlich zu sinken...

...genau. Die Das-Leben-im-Grünen-ist-schön-Ideologie begann massenwirksam zu werden. 1989 aber hat der Trend gedreht; seither wächst die Stadt wieder, und zwar besonders deutlich in den letzten fünf, sechs Jahren. Mit anderen Worten: die Stadt oder auch die stadtnahe Agglomeration ist der bevorzugte Wohnort der meisten Menschen – auch der Familien. Sie bietet – anders als das Dorf – eine gute Infrastruktur und in den allermeisten Fällen auch eine gute Wohnqualität. Es ist eine Illusion zu glauben, das Leben auf dem Land sei harmonisch und erholsam, während sich das Stadtleben durch besonders viel Stress auszeichne. Wer in einer Stadt wie Zürich lebt, kann ein vergleichsweise komfortables, ja zuweilen wohl geradezu entspanntes Leben führen.

Hier spricht der Städter.

Mit gefällt die Stadt, ja.

Sie können es sich also leisten.

Das folgt daraus, ja. Ich wohnte aber auch schon in der Stadt, als ich noch nicht den Lohn eines Professors nach Hause trug.

«Urban» ist ein Modewort geworden, mit dem sich mittlerweile auch politische Parteien schmücken. Was ist das denn genau, ein urbaner Mensch?

Das ist ein Mensch, der es hasst, wenn er im Alltag Kuhwiesen sieht. Oder schlechte Einfamilienhüsi-Architektur in unstrukturierten Siedlungen ohne Gesicht. Oder sogenannte Dörfer, die seit 100 Jahren nur noch Schlafgemeinden und Rückzugsorte sind.

Der urbane Mensch ist also ein Landverächter?

Ich formuliere es positiv: es ist einer, der sich

darüber freut, sehr viele Lebensmöglichkeiten in konzentrierter Form vorzufinden. Arbeitsmöglichkeiten, Begegnungsmöglichkeiten, Wohnmöglichkeiten, Kulturmöglichkeiten. Wer in der Stadt lebt, geniesst die Vielfalt, die das Leben bietet. Auf dem Land gibt es keinen öffentlichen Raum. Man setzt sich ins Auto und fährt irgendwohin, spontane Begegnungen und Erfahrungen sind eher die Ausnahme.

Wir sagen es zwar nicht gerne, aber auch in der Schweiz gibt es Tendenzen zur Ghettoisierung – zum Beispiel im Kreis 4 oder in Zürich Schwamendingen. Ich würde diesen Begriff nur mit Vorsicht verwenden. Eigentliche Ghettos gibt es in Schweizer Städten nicht. Das bedeutet allerdings nicht, dass unsere Gesellschaft in sozialer Hinsicht besonders beweglich wäre. Aussenquartiere und bestimmte Agglomerationen scheinen sich sozial bloss intern zu reproduzieren, das heisst, die Gruppen, die dort wohnen, verfestigen sich über die Generationen. Ein Austausch zwischen Schwamendingen und dem Zürichberg findet nur in extrem beschränktem Masse statt, wenn überhaupt. Aber das kann sich auch wieder ändern. Ein eher vernachlässigtes Aussenquartier kann plötzlich hipp sein, etwa wenn brachliegende Gewerbegebiete oder Fabriken in Kulturzonen verwandelt werden, wie man das in Winterthur beobachten konnte. Diese Stadt hat durch diesen Prozess in den letzten zehn Jahren enorm an Lebensqualität und Attraktivität gewonnen. Eine Stadt ist eben ein dynamisches Gebilde, nichts ist für die Ewigkeit.

Es geht um Ausgewogenheit. Wie lässt sie sich herstellen? Greift die Politik allzusehr ein, entstehen leicht neue Ungerechtigkeiten.

Europäische Städte sind in der Regel gewachsene, nicht von A bis Z geplante Gebilde. Wer die Stadt urbanistisch weiterentwickelt, muss einerseits ihrer Geschichte gerecht werden, aber andererseits auch den Bedürfnissen ihrer Bewohner. Dem Spiel von Angebot und Nachfrage kommt hier eine wichtige Rolle zu, aber die Rahmenbedingungen werden von der Politik gesetzt. Das ist richtig so.

Die Stadt gilt als Ort des Individualismus.

«Die Stadtluft macht frei», heisst es seit dem Mittelalter. Leibeigene setzten sich damals in die Städte ab, wo sie für ihre Grundherren unauffindbar waren. Es entwickelte sich der Rechtsbrauch, dass ein in der Stadt wohnender Unfreier nach Jahr und Tag nicht mehr zurückgefordert werden konnte und zu einem freien Stadtbewohner

wurde. In diesem Sinne kann man durchaus sagen, dass das freie Individuum in der Stadt zu sich fand. Diese Tendenz hat sich in der industriellen Gesellschaft weiter akzentuiert.

Die Kehrseite des Individualismus ist die Anonymität. Ich würde dies nicht so negativ formulieren. Soziale Kontrolle ist in der Stadt der Moderne immer um vieles geringer gewesen als im Dorf. Natürlich wurde dies auch als Problem wahrgenommen; das nomadisierende Proletariat des 19. Jahrhunderts, d.h. all die jungen ungebundenen Menschen, die auf der Suche nach Arbeit von Stadt zu Stadt zogen, wirkte auf das eingessene Bürgertum bedrohlich. Aber für diese jungen Menschen war es eben auch eine Chance. Die Anonymität war das Versprechen, tun und lassen zu können, was man wollte, ohne dauernd vom Pfarrer oder vom Onkel kontrolliert zu werden. Dass diese Freiheit ihre ernüchternden Seiten hat, war dabei zweifellos auch zu erfahren.

Martin Heidegger hat in einem Aufsatz aus den 1950er Jahren geschrieben, dass zwei Bauernhöfe trotz räumlicher Distanz «auf das Schönste benachbart sind», während zwei gegenüberliegende Stadthäuser keine Nachbarschaft kennen.

Diese Kulturkritik ist doch Quatsch! Es ist ja gerade das Schöne an der Stadt, dass man sich seine Nachbarn aussuchen kann. Wenn ich mich auf dem Land mit der Bauernfamilie auf der anderen Seite der Wiese verkrache, dann dann kann dieser Streit ein ganzes Leben vergiften. Wenn ich hingegen in der Stadt mit meinem Nachbar nicht auskomme, kann ich den Kontakt mit anderen suchen oder auch weiterziehen. Stadtbewohner sind mobil.

Eine Stadt funktioniert nach dem Nischenprinzip: man verkehrt im Kreise Gleichgesinnter, die man gut kennt. Dabei isoliert man sich vom Rest...

...ich würde es eher so sagen: die Stadt bietet einem die Chance, auf Gleichgesinnte zu treffen. Von jeder Sorte gibt es davon ziemlich viele. Daneben begegnet man in der Stadt aber auch immer vielen anderen – vollständig in einer Nische zu leben, ist sicher möglich, aber nicht wirklich typisch städtisch, sondern gleicht eher einem ängstlich-ländlichen Verhalten: was der Bauer nicht kennt, das frisst er nicht. Der Städter hat tendenziell mehr Identitäten als der Landbewohner, mehr Möglichkeiten, zwischen Rollen zu wählen.

Ich sehe schon: der Stadt-Land-Gegensatz holt unser Gespräch immer wieder ein.

Die Herkunft prägt eben den Zugang zum Thema. Nein, im Ernst: die neuen sozialen Netze im Internet helfen, den Stadt-Land-Gegensatz zu überwinden. Die Begegnungen und Freundschaften im virtuellen Raum sind unabhängig vom Wohnort. Paradoxerweise dürfte diese ortsunabhängige globale Kommunikation wiederum Rückwirkungen auf die Siedlungsstruktur haben: der Wohnort verliert an Bedeutung, ich kann mich von überall in die Netzwerke einklinken. Wo mein Computer steht, bin ich zu Hause.

Das wäre eine Art modernes Nomadentum. Ist es mehr als eine Modeerscheinung? Selbst virtuelle Freundschaften laufen auf eine persönliche Begegnung hinaus.

Stimmt schon. Doch verabredet man sich gezielt, und braucht deshalb nicht mehr im selben Dorf, nicht mehr in derselben Stadt, nicht mehr im selben Land zu wohnen. Andererseits stellt sich auch die Frage, ob nicht auch ein Zusammenhang zwischen der Stadt und diesen virtuellen Netzen besteht. Der französische Soziologe Henri Lefebvre hat die verschiedenen Netze untersucht, die von den Städten ausgehen. Er beschreibt die Strassennetze, Eisenbahnnetze, Telegraphennetze usw. als urbane Strukturen, die städtische Lebensstile ins Ländliche hineinragen und den Globus überziehen. Das Urbane als Prinzip wäre umfassender als die Stadt als Ort. Die virtuellen Netzwerke würden sich dann als das erweisen, was sie wohl wirklich sind: die am weitesten entwickelten Formen der Verstärkung der Welt.

Die Globalisierung als Urbanisierung im virtuellen Raum. Klingt ziemlich abstrakt.

Ist aber ein plausibler Gedanke, und er entspricht dem, was wir erleben.

Zurück zur Stadt. Ist sie der Ort der Minderheiten?

Schwul zu sein oder sich zum Sozialismus zu bekennen, das ist auf dem Land sicher schwieriger als in der Stadt. Die Stadt ist auch der Ort, wo mit Lebensstilen experimentiert wird, die nicht mehrheitsfähig sind.

Urbane Menschen legen viel Wert darauf, tolerant zu sein. Die Toleranz wirkt aber oft aufgesetzt.

Ich denke in der Tat, dass die Stadt tendenziell toleranter ist als andere Gegenden. Sie erlaubt es einem, sich für gewisse Dinge nicht interessieren zu müssen. Man kann sie dulden, ohne sie deswegen gutzuheissen. Ich möchte auch in einer Welt leben, in der Dinge möglich sind, die nicht

meinen Vorlieben entsprechen. Du lässt mich machen, und ich lasse dich machen.

Man hat den Eindruck, sich in der Stadt frei bewegen zu können. Zugleich wird man jedoch mehr denn je von Kameras beobachtet.

Ich bin da nicht so skeptisch, auch wenn ich das Beispiel London kenne, wo Zehntausende von Kameras rund um die Uhr das Treiben der Leute filmen. Die Polizeidichte in der Stadt war schon immer grösser als auf dem Land, weil eben auch die Menschendichte grösser ist. Die Stadt ist ein unruhiger Ort. Die Behörden verspüren eine gewisse Nervosität und versuchen, Ordnung zu schaffen. Insofern ist die Stadt das ideale Einfallstor für Überwachungstechnologien. Zugleich muss man aber auch sehen, dass die Stadt genügend Rückzugsmöglichkeiten bietet. Sie ist letztlich viel zu kompliziert aufgebaut, als dass umfassende Überwachung wirklich funktionieren könnte. Die Stadt hat genug Resistenzen, ich mache mir deshalb keine Sorgen. Und andererseits: wenn eine Regierung den Überwachungsstaat beschliesst, wird sie eher die Kommunikationsnetze angreifen und damit Strukturen, die nicht an die Siedlungsform gebunden sind.

Das ist sehr viel Gelassenheit für jemanden, der über Michel Foucault, den Autor des Kulturbuches «Überwachen und Strafen», publiziert hat.

Ich fühle mich nicht beobachtet. Glauben Sie wirklich, dass durch die Kameras das Verhalten der Individuen verändert wird?

Man handelt nicht mehr spontan, sondern denkt immer daran, wie die Handlung auf andere wirken könnte. Das führt zu einer Normierung des Verhaltens.

Wirklich – ich glaube nicht, dass die Bandbreite sozialen Verhaltens diesseits der Gesetzesübertretung dadurch eingeschränkt wird. Sie würden auch ohne Kameras nicht nackt durch die Strasse rennen oder Purzelbäume schlagen. Die praktischen Auswirkungen der Kameras sind vernachlässigbar. Auf einer theoretischen und zugleich natürlich auch politischen Ebene habe ich aber selbstverständlich massive Vorbehalte gegenüber der behördlichen Lust an der ständigen Überwachung: der Staat gewinnt dadurch zuviel Macht über die Gesellschaft. Er will Verbrechen verhindern, noch bevor sie geschehen. Er will die ganze Gesellschaft durchdringen. Bei solchen Vorstellungen sträuben sich mir die Haare.

Können Sie sich vorstellen, auf dem Land zu leben?

Nein, um Himmels willen nicht!

PHILIPP SARASIN, geboren 1956, ist Professor für Neuere Allgemeine Geschichte am Historischen Seminar der Universität Zürich und Autor von «Darwin und Foucault. Genealogie und Geschichte im Zeichen der Biologie» (2009) und «Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft» (1997).

Je globaler die Welt, desto wichtiger die Städte. Die Metropolen des 21. Jahrhundert sind die zeitgenössischen Kultorte, die unsere Lebenswelt neu verzaubern. Wir brauchen deshalb mehr Kommerz – und mehr Monumentalität.

2 Was eigentlich ist Urbanität?

Norbert Bolz

«Der Mensch ist das Mass aller Dinge». «Der Mensch steht im Mittelpunkt». Das sind wunderschöne, alte Sätze, die jeder gerne hört. Aber wer glaubt noch daran? Früher war die gesellschaftliche Ordnung tatsächlich auf den Menschen bezogen und mit konkreten Orten verknüpft. Heute sehen wir uns als Bürger einer Weltgesellschaft in Systeme verstrickt. Wer regiert uns, Berlin oder Brüssel? Wo sind die Grenzen Europas? Warum bricht in Europa und Asien die Wirtschaft ein, wenn in Amerika eine Immobilienblase platzt?

Die Globalisierung vollzieht sich in unser aller Erfahrung als Entortung. Globalisierung ist medientechnisch betrachtet ein Prozess des *linking*, also der Verknüpfung von Kommunikationsknoten. Und dabei wird – rein technisch betrachtet! – der geographische Raum zweitrangig. *Global Village*, das elektronische Weltdorf, war der Name, den der erste Medientheoretiker Herbert Marshall McLuhan schon vor fünfzig Jahren dafür gefunden hat. Im Blick auf die Medien leuchtet er noch heute unmittelbar ein.

Doch auch die Weltwirtschaft ist raumlos global geworden. Zu Recht spricht man deshalb von *Global Players*, wenn man die zentralen Knoten dieses Netzwerks bezeichnen will. Es ist die Welt des frei flottierenden Geldes, die sich kaum noch von der Welt der frei flottierenden Information unterscheiden lässt. In virtuellen Gemeinschaften gehen die bisher strenggetrennten Welten von Politik, Konsum, Unterhaltung und sozialem Leben ineinander über. Und auch die Partisanen, die dieser globalisierten Welt den Garaus machen möchten, sind ihrem Fleckchen Erde nicht mehr treu. In den Terroristennetzwerken wird der Schrecken raumlos.

Es sieht also zunächst einmal so aus, als ob in unserer Gesellschaft konkrete Orte für das Funk-

tionieren überhaupt keine Rolle mehr spielten. Was heute zählt, ist nicht körperliche Präsenz, sondern Erreichbarkeit. Was gilt, ist die Funktion und nicht die Substanz. Doch gerade deshalb lautet meine These: Die neue Kultur der Virtualisierung ist zugleich eine Kultur der Kultorte. Die Medienrevolution verlangt einen menschlichen Ausgleich – den gestalteten urbanen Raum. In unserer Kultur zeigt sich ein Unbehagen am Funktionalismus. Man sucht wieder Substanz, Symbol, Sinn und Identität. Wer eine Stätte sucht, lässt sich nicht mit einer Stelle abfinden. Und die Frage nach dem geschichtlichen Sein und dem konkreten Raum lässt sich offenbar nicht mehr mit dem Hinweis auf die Funktion erledigen.

Nur die alten Medien können die Wunden heilen, die uns die neuen Medien geschlagen haben. Und das älteste Medium ist die Architektur. Die neuen virtuellen Lebensräume fordern als menschlichen Ausgleich architektonische Kultorte: den grossen Platz, die Fussball-Arena, den Freizeitpark, die Abschirmung kleiner Paradiese.

Der Begriff «Abschirmung» ist ganz wörtlich zu nehmen. Das Zeitalter der virtuellen Gemeinschaften im Internet ist nämlich auch das Zeitalter der Hochsicherheitszonen im sozialen Raum. Hier geht es um das Bedürfnis nach Hegung im ganz handfesten Sinn – durch Zaun, Stacheldraht und Sicherheitsbeamte. Nach innen arbeitet diese Abschirmung mit den menschenfreundlichen Qualitäten eines emotionalen Designs, für das die Trendforscherin Faith Popcorn den anschaulichen Begriff *cocooning* gefunden hat. Das Paradies wird konkret als Garten angelegt – oder doch zumindest als floristisches Kunstwerk in die Wohnung hineinkopiert. Dem entspricht auch der sogenannte Nesting-Trend, also die Konjunktur der Kochshows im Fernsehen und das wiedererwachte Interesse fürs Stricken oder Pflanzen. Es geht hier um Beruhigung und Entschleunigung.

Architektur ist, wie der Berliner Architekt und Stadtplaner Andreas Feldtkeller betont hat, Einfriedung und Abschirmung. Das erfordert von Städteplanern und Architekten eine höchst komplexe Leistung. Denn modern ist die Abschirmung nur als Einheit von Schliessung und Öffnung möglich. Nur der ist zeitgemäss abgeschirmt, für den das Aussen zugänglich bleibt. Die architektonische Aufgabe besteht also darin, Sicherheit und Zugänglichkeit zugleich zu gewährleisten.

Für die Zumutungen der Internetgesellschaft brauchen Menschen einen Ausgleich – wertvolle Orte der Identität. Mit anderen Worten: wir brauchen Kultorte gerade deshalb, weil es rein technisch

gesehen in der modernen Funktionswirklichkeit immer unwichtiger wird, wo ich wohne. Gerade weil sich die entscheidenden Prozesse unseres Lebens und Arbeitens in Immaterialitäten und Kommunikationen auflösen, brauchen wir handfeste Kultorte als Schauplätze des Sinns.

Urbanität ist eine der wichtigsten Quellen des sozialen Reichtums. Als Berliner zögere ich, meine eigene Stadt als Beweis für diese These anzuführen. Aber eigentlich wird wohl jeder zugeben, der ehrlich mit sich ist: wer heute etwas auf sich hält, strebt nach Berlin. Natürlich ist Hamburg eleganter, München reicher, und in Freiburg kann man besser Spargel essen und Ski fahren. Aber keine deutsche Stadt kann sich mit dem Mythos Berlin messen.

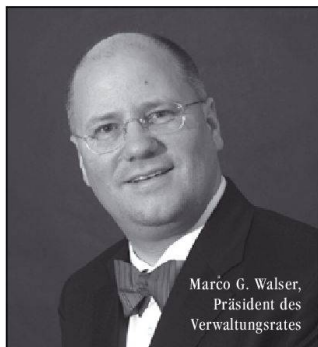
Urbanität ist das grosse Potential der Hauptstadt. Oswald Spengler hat im Blick auf die modernen Metropolen einmal die Formel geprägt: Statt einer Welt eine Stadt. Genau das meine ich mit dem sozialen Reichtum der Urbanität. Man wohnt als Berliner nicht nur in einem Haus, sondern in der Stadt, die als Ganzes zur Behausung wird. Der Bürger hat «Welt» heute genau in dem Masse, in dem er sich von seiner Metropole konsu-

Wir brauchen Kultorte gerade deshalb, weil es in der modernen Funktionswirklichkeit immer unwichtiger wird, wo ich wohne.

mieren lässt. Und hier gibt es keinen Unterschied zwischen dem Erleben eines Studenten und dem eines Staatssekretärs, auch wenn der eine seinen Kaffee bei Starbucks trinkt und der andere im Café Einstein. Danach fährt der eine in seine Studentebude nach Friedrichshain, der andere in seine Villa nach Zehlendorf. In der Erfahrung der Urbanität sind sie jedoch gleich, und in der Produktion des sozialen Reichtums leistet der Student vielleicht sogar mehr als der Staatssekretär.

Um die produktiven Arbeiter, kreativen Köpfe und zahlungskräftigen Touristen ist zwischen den Regionen Europas ein heftiger Kampf entbrannt. Wo studiere ich – in Duisburg-Essen oder doch besser in Groningen? Wo gibt es die interessantesten Jobs – in der Welt der Kumpels oder doch im «Ländle», wo man alles kann ausser Hochdeutsch? Wohin reise ich übers Wochenende – in die Kulturhauptstadt des Jahres 2010 (raten Sie!) oder doch wieder nach Berlin? Natürlich spielen Informationen über technisch-sachliche Dinge bei diesen Entscheidungen eine grosse Rolle. Doch Information allein genügt nicht. Wer den Kampf um Aufmerksamkeit im 21. Jahrhundert gewinnen will, muss nicht nur informieren, sondern auch faszinieren. Kultorte sind Attraktoren. Es wird zwar immer viele Menschen geben, die leben, wo sie leben, weil sie dorthin «geworfen» wurden. Aber immer mehr Menschen – und zwar gerade die kreativsten und produktivsten – leben, wo sie leben, weil sie diesen Ort «gewählt» haben.

Um diese Wahl zu beeinflussen, muss eine Stadt in den entscheidenden Lebensweltdimensionen faszinierende Angebote unterbreiten. Die Lebenswelt der Metropolen des 21. Jahrhunderts hat eine technische Dimension und eine soziale Dimension. In der technischen Dimension geht es um Kommunikation und Mobilität, also einerseits um die medialen Netzwerke, die uns die Welt nach Hause bringen. Andererseits geht es um Reisen, Passagierzonen und nomadisches Arbeitsleben: wir sind in der ganzen Welt zu Hause. In der sozialen Dimension geht es um Spiritualität und das gute Leben, also einerseits um Sinnstiftung, Bildung und Ideen – meine Geschichte! Andererseits geht es um das gute Leben und die Sorge um sich – meine Identität! Mit der Architektur einer Stadt verknüpfen sich Herkunftsgeschichten als Medium für einen Kult der Identität. Es geht also nicht um rationale Stadtplanung, sondern um *storying*. Wer



Marco G. Walser,
Präsident des
Verwaltungsrates

Walser & Partner AG

« Wir sind darauf spezialisiert, Unternehmen in die Zukunft zu begleiten. Bestens ausgebildete Fachleute stehen Ihnen in den Bereichen Treuhand, Steuern, Unternehmensberatung und Vermögensverwaltung kompetent zur Seite. »

Teilen Sie Ihre
Visionen mit uns!

CH-8001 Zürich · Löwenstrasse 32 · zh@walserpartner.ch
CH-8807 Freienbach · Leutschenstrasse 1 · fb@walserpartner.ch
CH-6301 Zug · Bahnhofstrasse 11 · zg@walserpartner.ch

T: +41 (0)848 688 888
www.walserpartner.ch
Zürich · Freienbach · Zug · Dubai · Brasil

einem Fremden die Faszination Berlins erklären will, muss Geschichten erzählen.

Es gibt kein Urbanitätserlebnis ohne grossartige Architektur. Gerade kulturkritischen Intellektuellen fällt es schwer, das zu begreifen. Es gibt bei ihnen einen antimonumentalen Affekt. Er ist mindestens so alt wie das moderne Amerika mit seiner chromblitzenden Schönheit der Strassenkreuzer, der Erhabenheit transparenter Stahlbrücken und den cathedralischen Türmen Manhattans. Europäische Intellektuelle haben auf solche Metropolen immer schon empfindlich reagiert und im Monumentalen gleich das Monströse gesehen. Soweit der antimonumentale Affekt spezifisch deutsch gefärbt ist, geht er natürlich auf den nachträglichen Antifaschismus der Deutschen zurück. Nie wieder Albert Speer! Doch auch deutsche Architekten sollten endlich anerkennen, dass Grösse imponiert, dass es eine Lust am Erhabenen gibt.

Man spottet in kulturkritischen Kreisen gerne über Städtetouristen, dabei haben diese ein untrügliches Gespür für die Faszinationswerte des Monumentalen. Es geht um Machtarchitektur, Repräsentationsbauten, kurz: um Architektur jenseits des Menschenmasses. Monumentalität heisst nämlich vor allem Grösse, und dem Effekt der Grösse kann sich niemand entziehen. Es gibt niemanden, dem der Gasometer in Oberhausen nicht imponiert. Und nach allem, was wir bisher über die Wünsche zweiter Ordnung gesagt haben, liegt die Erklärung dafür auf der Hand: das Monumentale ist die Architektur der Selbsttranszendierung.

Der Kampf um die Aufmerksamkeit der Bürger wird durch die grossen urbanen Ikonen entschieden. Leider ist das Bewusstsein der meisten deutschen Architekten, die sich an den Debatten über Städteplanung beteiligen, nicht nur durch einen antimonumentalen, sondern auch durch einen anti-kommerziellen Affekt blockiert. Eine wesentliche Dimension der heutigen Architektur ist aber gerade die Ikonographie des Konsumismus. Mit anderen Worten: der Markt ist der unsichtbare Architekt unserer Städte. Und wo sie hässlich sind, rächt es sich eben, dass die Architekten diese Welt des Konsums immer nur verachtet haben – es käme heute darauf an, sie zu verändern. Kluge Köpfe aus der bauenden Zunft wie Jon Jerde und Rem Koolhaas haben erkannt, dass die Wiederbelebung der Stadt von den öffentlichen Räumen ausgehen muss, in denen wir konsumieren und uns vergnügen.

Wenn die Innenstadt für den Bürger aus Markenzonen besteht, dann wird die Stadt selbst zum Element des Markenmehrerts. Auf der Einkaufstüte steht «Milano». So entwickelt sich das Shop-

ping heute ganz konsequent zu einer Form des Tourismus. Man konsumiert Markenzonen; der berühmte Laden wird zur Destination. Markenzonen sind also Orte, an denen man das Konsumieren selbst konsumiert. Der Ku'damm in Berlin, die Kö in Düsseldorf, oder die Magnificent Mile in Chicago sind klassische Beispiele dafür, dass der Schauplatz der Marken als eigene Marke erlebt werden kann.

So bitter die Einsicht für künstlerische Architekten und Romantiker der bürgerlichen Öffentlichkeit sein mag: *Shopping* ist heute die wichtigste öffentliche Handlung – und damit das eigentliche Organisationsprinzip einer Stadt. *Shopping* ist die Energie, die das Urbanitätserlebnis in reiner Form ermöglicht. Mit anderen Worten, Urbanität ist das eigentliche Thema des *shopping*. Und hier ist nun für die Designer der Markenzonen eines entscheidend: Urbanität ist ein Gefühl, das man gestalten kann. Der amerikanische Architekt Jon Jerde hat das *heartmaking* genannt. Das ist ein Kunstwort, das analog zu dem vertrauten Begriff *sensemaking*, also Sinnstiftung, gebildet ist. Es geht beim *heartmaking* um den bedeutungsvollen Bezug des Men-

So bitter die Einsicht für künstlerische Architekten sein mag: Shopping ist heute die wichtigste öffentliche Handlung – und damit das eigentliche Organisationsprinzip einer Stadt.

schen zu einem konkreten Ort, der ein Gefühl der Zugehörigkeit und des guten Lebens verschafft. Genau das habe ich mit dem Begriff des Kultorts und seiner Funktion des menschlichen Ausgleichs gemeint.

Vor einigen Jahren warb in Essen ein Kaufhaus mit der klugen Formel: «Kein Kaufhaus. Weltanschauung». Die Einkaufszentren verwandeln sich in Schauplätze einer Wiederverzauberung der Welt, nach der wir uns gerade deshalb sehnen, weil jede Spur von Magie, Aura, Charisma und Zauber aus unserem aufgeklärten Alltag getilgt ist. Von der Mall of America bis zum Centro Oberhausen, von Nike Town in Chicago bis zum UNO Shopping in Linz – die Botschaft ist klar: kaufen soll ein magisch-religiöses Ritual werden. *Mall* und *urban entertainment center* sind heute die Gesamtkunstwerke des Konsums: Kaufen, Essen, Amüsieren. Sie rechtfertigen die Welt als ästhetisches Phänomen. In den Metropolen des 21. Jahrhunderts werden die Kaufhäuser zu Tempeln – und die Tempel zu Kaufhäusern.

NORBERT BOLZ, geboren 1953, ist Professor für Medienwissenschaft an der Technischen Universität Berlin und Autor u.a. von «Diskurs über die Ungleichheit» (2009) und «Das konsumistische Manifest» (2002).

Weg damit? Recycling? Abfall-Assemblagen? Sag mir, wie du mit deinen Abfällen umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Eine Tour durch den Müll, von der Mongolei bis zur Zürcher Josefstrasse, vom 13. Jahrhundert bis heute.

3 Die Stadt ist alles, was der Abfall ist

Roger Fayet

Wer sich für das Wertesystem einer Gesellschaft interessiert, braucht nur ihren Abfällen zu folgen. Sie bilden die Matrize, die wie eine Abformung die positiven Werte umschliesst. Das Eigentümliche an dieser Negativform ist allerdings, dass sie vor ihrer Ausstülpung selbst das wertvolle Innere war – und es überdies auch wieder werden kann. Eine Mülltour mit Halt an fünf Stationen.

Mongolei, Leonia (anno 1284). «Die Stadt Leonia erschafft sich jeden Tag neu: jeden Morgen erwacht die Bevölkerung in frischen Bettlaken, wäscht sich mit frisch ausgepackten Seifen, kleidet sich in brandneue Morgenröcke, holt sich aus den modernsten Kühlschränken noch ungeöffnete Milchdosen und hört dazu die neuesten Meldungen aus den neuesten Radios.» So jedenfalls schildert Marco Polo dem Mongolenherrscher Kublai Khan die Eigenart dieser Stadt, die der Venezianer auf einer seiner Erkundungsreisen besucht haben will – beziehungsweise: so schildert Italo Calvino in seinem Roman «Die unsichtbaren Städte» den Bericht, den Marco Polo dem Grosskhan gegeben haben soll. In Leonia ist alles jeden Tag neu: die Zahnpastatuben, die Glühbirnen, die Porzellanservices, die Enzyklopädien, die Klaviere. Der Wohlstand bemisst sich an dem, was täglich neu fabriziert und gekauft wird, vor allem aber an dem, was jeden Tag weggeworfen wird. Und so fragt man sich, «ob die wahre Leidenschaft von Leonia wirklich, wie es heisst, der Genuss neuer und anderer Dinge ist oder nicht eher das Ausstossen, das Von-sich-Entfernen, das Sich-Reinigen von einer wiederkehrenden Unreinheit.»

Mit jedem Tag produziert die Stadt in ihren Abfällen ein vollständiges Abbild ihrer selbst, sondert sie ein zweites Leonia, ein Abfall-Leonia von sich ab. Und je weiter die Entwicklung neuer Materialien voranschreitet, desto widerstandsfähiger wird auch der Müll, so dass ihm die Techniken der Abfallvernichtung immer weniger anhaben können. Über die Jahre hinweg verfestigen sich die Schuppen der Vergangenheit zu einem Panzer, der die Stadt umgibt wie eine Festung und sie überragt wie ein Kranz von Bergen.

London, Gin Lane 2 (anno 1751). Auf einem kleinen Platz im berüchtigten Londoner Slumquartier St. Giles treffen sich die schwer Alkoholkranken zum Suff, zur verzweifelten Suche nach Geld, zur Prostitution, zum Sterben. Es riecht nach Urin und Erbrochenem, nach Schweiss und Verwesung. Das Gejohle der Betrunknen dringt einem ans Ohr, das Flehen der Bettler, das Schreien der verwahten Kinder. Nur das Geschäft mit dem Gin floriert; ein Friseur erhängt sich im Dachboden seines Salons, der kaum mehr besucht wird, weil keiner sich einen Haarschnitt leisten kann. Ein Schreiner versucht sein Werkzeug zu verkaufen, eine Hausfrau ihre Kochgeräte, um mit dem Erlös ihre Sucht zu befriedigen. Eine sich prostituierende Mutter mit schwärenden syphilitischen Wunden an den Beinen, stumpfsinnig vor sich hingrinsend und einzig an der Tabakdose in ihrem Schoss interessiert, lässt ihr Kind über ein Treppengeländer in die Tiefe stürzen. Nur wenige Meter entfernt wird ein Säugling mit Gin ruhiggestellt. Die Lahmen lassen sich in Schubkarren zu den Schenkstuben befördern. Die im Alkoholrausch ihren Tod gefunden haben, wirft man für den Transport in einfache Holzsärge und kippt sie in Massengräber. Viele der auffälligen Altstadt Häuser sind dem Einsturz nahe, von den Dächern lösen sich Ziegel, manchenorts brechen ganze Gebäudeteile in sich zusammen, in den Gassen liegt Bauschutt.

Es sind die dreckigen Strassen, die dunkeln Ecken, die heruntergekommenen Quartiere, die den englischen Kupferstecher William Hogarth faszinieren und ängstigen. Mit Blättern wie «Gin Lane 2» hält er seinen Zeitgenossen ein hässliches und schmutzstarrendes London vor Augen – ein London, zu dem sich wie ein Zwilling jenes Paris hinzugesellt, durch das Jean-Baptiste Grenouille, der Protagonist in Süskinds «Parfüm», seine Streifzüge unternimmt: «Es stanken die Strassen nach Mist, es stanken die Hinterhöfe nach Urin, es stanken die Treppenhäuser nach fauligem Holz und nach Rattendreck, die Küchen nach verdorbenem

Kohl und Hammelfett; die ungelüfteten Stuben stanken nach muffigem Staub, die Schlafzimmer nach fettigen Laken, nach feuchten Federbetten und nach dem stechend süssen Duft der Nachttöpfe.»

Hogarth ist in aufklärerischer Mission unterwegs. Seine schonungslosen Schilderungen aus den Slums der Grossstadt unterlegt er mit moralisierenden Versen des Geistlichen James Townley. Sie erwecken den Anschein, als gehe es um das Individuum, das gebessert werden soll. Doch der moralische Appell an den einzelnen ist eigentlich ein politischer Appell an die Obrigkeit. Denn zur selben Zeit rückt die Stadt als Ganzes, ihr architektonischer und sozialer Körperbau ins Zentrum der Armut- und Krankheitsbekämpfung. Die Hygieniker des 18. und 19. Jahrhunderts bedienen sich der Instrumente der Stadtplanung und der Bauvorschriften, um den Übeln zu Leibe zu rücken. Man versucht die Bevölkerung dahinzubringen, sich in den oberen, besser durchlüfteten Geschossen einzurichten. Die Verwendung von Gips wird als Mittel gegen Infektionen empfohlen, als antiseptisches Material, das obendrein das Auge erfreue. Das Verlangen, aufzuräumen und abzufahren mit Dreck, Seuchen und Delinquenz, führt auf direktem Weg zu den städtebaulichen Grossprojekten des frühen 20. Jahrhunderts.

Zürich, Limmatquai (anno 1933). Zehn Hochhäuser, kubisch, kristallin, mit gläsernen Fassaden, transparent schimmernd, zwölfgeschossig oder höher, getragen durch ein Gerüst aus Stahl und Beton, sich mit harten Umrissen scharf von der Umgebung abgrenzend; dazwischen gepflegte Grünflächen und Bäume, die sich als «Ventilatoren» zwischen die Baukörper schieben und in die offenen Innenhöfe der U-förmig angelegten Blocks hineinreichen. Zehn identische Hochhäuser, angeordnet auf einer Linie, in immer gleichen Abständen, so soll sich das östliche Ufer der Limmat zwischen den Plätzen Central und Bellevue präsentieren – wenn es nach Karl Moser ginge. Der Architekt, der gegen Ende seines Lebens zum radikalen Anhänger der modernen Stadtplanung wird, erhält vom Zürcher Gemeinderat 1933 den Auftrag, ein Projekt für die bauliche und hygienische Sanierung der Altstadt zu entwickeln. Moser schlägt vor, die Altstadt gesamthaft abzureissen und durch etwa dreissig Hochhäuser zu ersetzen. Nur wenige der bisherigen Bauten würden erhalten bleiben, unter anderen das Grossmünster, das Rathaus und das von Moser selbst entworfene Kunsthaus. Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Baustrukturen – weg. Die alten Zunfthäuser – weg.

Die barocken Bauten um den Neumarkt – weg. Das Geburtshaus von Gottfried Keller – weg. Das Cabaret Voltaire, Geburtshaus des Dadaismus – weg. Anstelle der bisherigen Unübersichtlichkeit herrschen Klarheit und Ordnung; optimale Besonnung und Durchlüftung sollen ein gesundes Klima gewährleisten.

Der Gemeinderat lehnt den Vorschlag Mosers ab, und die Pläne verschwinden in einer Schachtel des Baugeschichtlichen Archivs der Stadt Zürich. Das Projekt wird zur Utopie – und erfährt damit dasselbe Schicksal wie die grossen Vorbilder, auf denen es fusst: Le Corbusiers «Plan Voisin» von 1925, der die Eliminierung eines grossen Teils der Pariser Altstadt und den Bau von achtzehn Wolkenkratzern propagiert, oder der zeitgleich vorgestellte «Plan für eine Bebauung der Berliner Innenstadt» von Ludwig Hilberseimer, bestehend aus einem monumentalen Komplex von ebenfalls achtzehn identischen Blocks. All diesen Vorhaben ist gemein, dass sie mit den verklumpten, labyrinthischen Strukturen der historisch

Das Verlangen, aufzuräumen und abzufahren mit Dreck, Seuchen und Delinquenz, führt auf direktem Weg zu den städtebaulichen Grossprojekten des frühen 20. Jahrhunderts.

gewachsenen Städte aufräumen, ebenso mit der Vermengung von Stilen und Gebäudetypen. Das Hauptmerkmal der Grossstadt sei ihre «Desorganisation», klagt Hilberseimer. Durch die saubere Trennung von Arbeit, Wohnen und Verkehr soll der «*chaotische Zustand, in dem sich heute fast alle Grossstädte befinden*», in eine rigorose Ordnung übergeführt werden, eine Ordnung, die darin besteht, dass die funktionale Verschiedenheit der Lebensbereiche und ihre architektonische Gliederung präzise übereinstimmen. Die Realisierung dieser Ordnung gerät Hilberseimer zur zentralen «*Zukunftsaufgabe, deren Durchsetzung zu einer unerbittlichen Forderung wird*». Dabei findet das Prinzip der funktionalen Gliederung seine reinheitsapologetische Fortsetzung in der Bevorzugung der geraden Linie und des rechten Winkels, jener «*vornehmsten Elemente*» der Architektur, die ganz «*unserem heutigen Empfinden und ordnenden Geist*» entsprechen.

Auch wenn diesen Plänen die Umsetzung verwehrt blieb, so hat doch an anderen Orten die Idee der «vernünftig organisierten» Stadt reale

Gestalt angenommen: in Form von Neugründungen (wie Brasília), von Trabantenstädten (wie Berlin-Gropiusstadt) oder als Ersatz für im Krieg zerbombte Stadtteile (wie in Rotterdam).

Saint-Maur-des-Fossés, südl. Paris (anno 1958). Mitten auf dem Marktplatz steht ein Strassenwischer. Doch just immer dann, wenn dieser ansetzt, den Dreck beiseite zu fegen, ergibt sich ein Gespräch mit einem der Passanten, so dass er noch Stunden später an derselben Stelle steht. Es ist das Quartier, in dem Monsieur Hulot zu Hause ist. Der unbeholfene Aussen-seiter holt regelmässig seinen neunjährigen Neffen Gérard von der Schule ab und bringt ihn zu einer Gruppe von Spielkameraden. Gemeinsam erkunden sie die Umgebung und hecken Streiche aus. Ein Höhepunkt dieser Streifzüge ist der Besuch auf einem verwahrlosten Gelände, wo sie bei einem schmutzigen Pfannkuchenverkäufer für ein paar Sous ihre fetttriefenden Eierfladen erstehen. Wenn Gérard gegen Abend nach Hause zurückkehrt – in ein hochmodernes, ganz auf Hygiene und Automatisierung getrimmtes

Tati wie bei den Postmodernisten – der Weg in die Unreinheit: die Beschäftigung mit dem Unperfekten, dem Schmutzigen, dem Chaotischen. Wie Kompost werden Abfälle unterschiedlichster Provenienz dem kulturellen Produktionsprozess wieder zugeleitet, um diesen zu befruchten.

Zürich, Josefstrasse (anno 2008). «Abfall ist wertvoll.» Achtzehn mal zwölf Meter misst das Transparent, das an der Kehrrichtverwertungsanlage im Zürcher Stadtkreis 5 darüber aufklärt, dass Abfall gar nicht Abfall, sondern wertvoll sei. Die Aussage ist etwa so richtig, wie wenn auf einem Autobus der Zürcher Verkehrsbetriebe der Satz «Ich bin auch ein Schiff» zu lesen ist. Natürlich ist Abfall *per definitionem* das negativ Bewertete, das Unwerte. Abfall ist das Produkt einer Verneinung, wertvoll aber ist das Bejahte. Also kann Abfall, solange er den Status von Abfall behält, niemals wertvoll sein – und auch nicht Energie, wie das Plakat weiter behauptet. Aber er hat, und das macht ja die eigentliche Botschaft des Posters aus, das Potential zur Transformation. Unsere Abfälle bilden ein gigantisches Reservoir, einen latenten Speicher im umfassenden Sinne, aus dem kraftvolles Material gewonnen werden kann. Die privatwirtschaftlich organisierten Recyclingunternehmen sind nicht die ersten, die das gemerkt haben.

Seit den sechziger Jahren ist Abfall in all seinen Ausprägungen ein prominentes Thema der bildenden Kunst – man denke an die Müllkompilationen Armans, die Abfall-Assemblagen Robert Rauschenbergs, die Schrottmaschinen Jean Tinguelys, die Fallenbilder Daniel Spoerri, die skatologischen Performances von Paul McCarthy, die aus Mist geformten Plastiken Dieter Roths, die Strandgut-Sammlungen Ursula Stalders. Vorweggenommen haben diese Entwicklung die amerikanischen Marx Brothers. Sagt Chico: «Der Müllmann ist da.» Ruft Groucho zurück: «Sag ihm, wir brauchen nichts!»

Die Stadt produziert Abfälle. Sie bilden ein gigantisches Reservoir, einen latenten Speicher im umfassenden Sinne, aus dem kraftvolles Material gewonnen werden kann.

Haus –, empfängt ihn die Mutter mit Gummihandschuhen und stellt ihn samt der Kleidung unter die Dusche.

«Mon Oncle», Jacques Tatis berühmtester Film, aber auch seine anderen grossen Werke wie «Playtime» und «Trafic» handeln von einer Moderne, die in ihrem Reinheitswahn das menschliche Mass aus den Augen verliert. Für «Playtime» lässt Tati ausserhalb von Paris ein riesiges Filmset mit Hochhäusern errichten – «Tativille» –, in dem der Protagonist auf der Suche nach einem Monsieur Giffard hoffnungslos umherirrt. Die Monotonie und Konformität der Bauten lässt sie vollkommen austauschbar erscheinen, und so entpuppt sich ein vermeintliches Krankenhaus später als Flughafen.

Tatis Filme markieren damit schon früh eine postmoderne Position, die den Reduktionismus der Moderne als Verarmungsvorgang begreift, ihren «Exklusivismus» (Peter Sloterdijk) als Verlustgeschäft. Der einzige Weg, der aus der selbstverschuldeten Sterilität hinausführt, ist – bei

ROGER FAYET, geboren 1966, ist Direktor des Museums zu Allerheiligen in Schaffhausen und Autor von «Reinigungen. Vom Abfall der Moderne zum Kompost der Postmoderne» (2003).

Städtebauer planen. Die Bewohner hingegen handeln. Chaotisch. Das ist gut so. Denn so bleiben unsere Städte aufregend.

4 Wenn die kreativen Klassen kommen

Christian P. Hoffmann

Zürich ist nicht mehr die lebenswerteste Stadt der Welt! Behauptet jedenfalls die bekannte Studie der Personalberatung Mercer über die Orte mit der weltweit höchsten Lebensqualität. Wien hat der Limmatstadt den Rang abgelaufen. Oder auch nicht. Denn eine Studie des Lifestyle-Magazins «Monocle» kommt zum Schluss, dass Zürich auch im Jahre 2009 noch unangefochten an der Weltspitze der Metropolen liegen werde. Zürich oder Wien? Was macht eine Stadt eigentlich lebenswert?

Die öffentliche Infrastruktur – Strassen, Bahnen, Flughäfen, Spitäler und Schulen – spielen zweifellos eine wichtige Rolle. Ist also die Bauordnung, eine gekonnte Raumplanung der ausschlaggebende Faktor? Lässt sich mithin die Lebensqualität einer Stadt planen? Zahlreiche der in den einschlägigen Studien genannten Kriterien scheinen hierfür zu sprechen – und dürften damit das Herz einer jeden Stadtverwaltung höher schlagen lassen.

Nicht von ungefähr war es gerade Zürich, das jüngst einen solchen Akt der Städteplanung öffentlich zelebrierte. Die Eröffnung der neuen Westumfahrung sollte ein ganzes Quartier von Verkehrsbelästigung und endlosen Staus befreien – und damit nicht nur für ein allgemeines Aufatmen, sondern vor allem auch für eine Belebung und sozio-ökonomische Aufwertung sorgen. Anwohner der Zürcher Weststrasse feierten diesen Fortschritt einmütig mit den Vertretern der zuständigen Planungsbehörden.

Gerade der Zürcher Westen zeigt jedoch, wie vielschichtig jene Faktoren miteinander interagieren, die ein Quartier zu einem lebenswerten Wohnort machen. Schliesslich schlichen sich Bars, Restaurants und Clubs in dieses einstige Industrieviertel, lange bevor amtliche Stellen seine Aufwertung in Angriff nahmen. Moderne Bau- und Renovierungsvorhaben folgten der unerschweligen Entwicklung und gaben ihr so zusätzlichen Schwung. Inzwischen kann kaum mehr bestritten werden, dass das Gebiet rund um die Maag-, Toni-, Coop- oder Escher-Wyss-Areale zu den dynamischsten Boomzentren Zürichs, wenn nicht überhaupt der Deutschschweiz zählt. Doch was kam zuerst – das Städteplanungs-Huhn oder das Lebensqualität-Ei?

Einen wichtigen Hinweis für die Beantwortung dieser Frage könnte «Monocle»-Chefredakteur Tyler Brülé mit einem Verweis auf Stadtpräsidentin Corine Mauch gegeben haben. Nicht etwa, weil es sich bei ihr um eine besonders talentierte Städteplanerin handelt, sondern weil ihrer Wahl ein symbolischer Wert innewohnt. Mit ihr reiht sich Zürich in die Reihe jener Metropolen ein, die wie Paris, Hamburg oder Berlin ebenfalls über ein homosexuelles Stadtoberhaupt verfügen. Brülé sieht darin ein Indiz für die Offenheit der lokalen Bevölkerung. Und Offenheit ist für viele attraktiv. Sehr attraktiv sogar.

Wissenschaftlich untersucht hat diesen Zusammenhang der amerikanische Ökonom Richard Florida. In seinem Werk «The Rise of the Creative Class» (2003) untersuchte er den Zusammenhang von urbaner Bevölkerungsstruktur und ökonomischer Entwicklung. Dabei stiess er auf ein Ergebnis, das ihm erhebliche Medienaufmerksamkeit garantierte: je schwuler eine Stadt, desto lebenswerter! Doch langsam – wie kommt Florida auf diesen Zusammenhang?

Seine Studie ergab, dass sich Wohlstand und dynamische ökonomische Entwicklung in aller Regel auf etwas zurückführen lässt, das er als «*creative capital*» beschreibt. Wie wird das kreative Kapital aktiviert? Eine Stadt muss dafür vor allem über drei Elemente verfügen: Technologie, Talent und Toleranz. Eine vielfältige, freiheitliche und tolerante Umgebung zieht talentierte und innovative Menschen an. Diese wiederum treiben die technologische und letztlich wirtschaftliche Entwicklung des Standorts voran. Und all dies zusammen führt zu hoher Lebensqualität.

Ein hoher Bevölkerungsanteil von Homosexuellen – überhaupt von Minderheiten und «alternativen Lebensformen» – ist dabei ein Indi-

kator für die Offenheit und Vielfalt einer Stadt. So gesehen, überrascht es nicht, dass Teheran, Warschau oder Moskau in den einschlägigen Rankings zur Lebensqualität nicht erscheinen. Zweifellos verfügen auch diese Städte über eine Stadtplanung, eine öffentliche Infrastruktur, wie Flughäfen, Schulen und einen öffentlichen Nahverkehr. Doch in Sachen Toleranz wird es eher düster. Die Vertreter der kreativen Klasse – die Treiber einer sozioökonomischen Entwicklung – fühlen sich weniger angezogen und tragen ihr Potential, ihr Talent und ihre Innovationskraft in freundlichere Gefilde. Florida weist in seiner Forschung damit auch die Bedeutung eben jener Faktoren nach, die die eingangs erwähnten Studien in Form des schwammigen «sozio-kulturellen Umfelds» zitieren – einer vielfältigen Bevölkerungsstruktur etwa oder eines *vibrant nightlife*. Kommt also das Lebensqualitäts-Ei doch vor dem Städteplanungs-Huhn?

Eine Analogie mag hier weiterhelfen. Vor wenigen Tagen erst versagte der PC des Autors

Eine vielfältige, freiheitliche Umgebung zieht talentierte Menschen an. Diese wiederum treiben die wirtschaftliche Entwicklung des Standorts voran. Und all dies zusammen führt zu hoher Lebensqualität.

dieses Essays endgültig seinen Dienst. Dabei war die Hardware, die technischen Bauteile des Geräts, durchaus noch funktionstüchtig. Rein mechanisch schien es dem Gerät an nichts zu mangeln – nur die Software, das Betriebssystem oder eine seiner Anwendungen, wollten nicht mehr mitspielen. Und so kam es, dass der PC schlicht nicht mehr einsatzfähig war. Ohne Software wird selbst die modernste Ansammlung innovativer und komplexer PC-Bauteile aus Kupfer, Aluminium oder Silikon zu toten Stücken Metall und Kunststoff. Ein leb- und nutzloses Ding.

Genauso verhält es sich auch mit einer Stadt. Jede Stadt besteht zweifellos aus einer Menge «Hardware» – Metall, Holz und Beton vereinen sich hier zu Gebäuden, Strassen, Brücken, Tunneln und Schienen. Doch zum Leben erweckt und funktionstüchtig wird diese «Hardware» erst durch eine entsprechende «Software» – uns Menschen. Wohlgemerkt, eine Open-Source-Software-Variante, zu der unzählige Individuen in gleichsam chaotischer Weise einen Beitrag

leisten. Jede Geisterstadt vermag diesen Zusammenhang zu verdeutlichen: Erst wenn Menschen sich in die kalte und harte Hülle einer Bausubstanz einnisten und dort ihre Aktivitäten entfalten – arbeiten, schlafen, nachdenken, erfinden, produzieren, spazieren, einkaufen, tanzen, lachen, weinen, lieben oder hassen –, erst dann wird die blosse Bausubstanz zu einer lebendigen Stadt.

Es sind die Menschen, die die Hardware einer Stadt nutzen, die ihr damit eine Funktion und einen Sinn geben. Ohne Ärzte, Krankenschwestern und Patienten ist ein Gebäude schliesslich kein Krankenhaus, ohne Lehrer, Schüler und Prüfungen ein Haus keine Schule. Spätestens seit Carl Menger kennt die Ökonomie die sogenannte «subjektive Werttheorie» – der Wert eines Gegenstands ist demnach nicht objektiv feststellbar, sondern lässt sich allein in der subjektiven Wahrnehmung des Individuums bestimmen. Dieser Umstand ist nicht weniger als die Grundlage der Spezialisierung, der Arbeitsteilung und des Tausches moderner Gesellschaften. Auch der Wert und Sinn sowie die entsprechende Nutzung von Bauwerken entsteht analog nur aus den subjektiven Präferenzen, Absichten und Interpretationen der Menschen.

Wie in der Ökonomie, ergibt sich auch für den Städtebau damit eine klare Grenze der Planbarkeit. So wie der Bürokrat die Bedürfnisse unzähliger Individuen nicht kennen und daher eine Produktionsstruktur unmöglich durch Befehl auf die reale Nachfrage ausrichten kann, genausowenig kann auch die Stadtverwaltung letztlich bestimmen, wie die Bewohner eine Bausubstanz konkret nutzen werden. Dies gilt um so mehr angesichts der enormen Dynamik der städtischen «Software» – Menschen kommen und gehen, sie entwickeln sich und verändern laufend ihren Standort und ihre Aktivitäten. Die Hardware einer Stadt gestaltet sich dagegen unvergleichlich viel träger. Während Menschen blitzschnell auf Anreize reagieren und ihr Verhalten anpassen, erfordert die Anpassung von Stein und Beton erhebliche Kraft und Zeit. Dabei formt der Fluss der Menschen zweifellos auch die Gestalt der Gebäude – nur eben mit Verzögerung.

So lässt sich auch erklären, warum sich das Tätigkeitsfeld staatlicher Planung auf die städtische Hardware konzentriert. Das Baurecht gilt heute als eines der komplexesten Gebiete der Rechtskunde. Die Organe des Staates diktieren im Rahmen der Raumplanung, welcher Nutzung ein definiertes Terrain dienen darf; Baugesetze und -verordnungen bestimmen die möglichen

Formen der entsprechenden Gebilde. Jede Stadt weist damit heute eine planwirtschaftliche Seite auf. Durch die Kraft des Gesetzes soll Ordnung geschaffen, sollen Ziele verfolgt und Visionen realisiert werden. Die jüngst heftig umstrittenen Sonderwohnzonen des Kantons Obwalden verdeutlichen, wie die Bauplanung in der Vorstellung von Politik und Bürokratie zu einer erwünschten Idealnutzung von Grundstücken führen soll.

Ob ein solcher Plan jedoch seinen Zweck erfüllt, liegt ausserhalb des Einflusses von Regelungen. Hier kommt die Macht und Bedeutung der Software, der nutzenden Menschen zum Tragen. Oder wie der Ökonom Friedrich August von Hayek sagen würde: hier kommt die «spontane Ordnung» zum Zug. Denn die Bewohner reagieren eben nicht nur auf staatliche Pläne. Ein Einkaufszentrum, ein Hallenbad oder auch ein Kino verfehlen ihr Ziel, wenn sie nicht den Präferenzen der Nutzer entsprechen. Doch wie lassen sich die Einflussfaktoren der subjektiven Nutzungsentscheidungen vielfältiger Individuen voraussagen? Die Liste verfehlter Bauplanungen ist daher lang – Ineffizienz und Kapitalverschwendung sind unausweichliche Begleiterscheinungen der Planwirtschaft.

Besonders drastisch zeigen dies die an Hässlichkeit kaum zu überbietenden Bauwüsten der sowjetischen Plattenbauten, die noch immer weite Stadtteile Mittel- und Osteuropas verhandeln. Selbst erhebliche Investitionen und Umbauten konnten etwa in Ostdeutschland nicht verhindern, dass die einstigen Bewohner in Innen- oder Vorstädte flüchteten, sobald sie es sich leisten konnten. Die hochfliegenden sozialistischen Ideale der Bauplaner entsprachen nicht der Lebensrealität der trostlosen Wohnsilos. Ein ähnliches Schicksal ereilte an vielen Orten den «sozialen Wohnungsbau». Die *Projects* etwa, die armen Bevölkerungsschichten der USA im Rahmen des New Deals ein modernes Dach über dem Kopf geben sollten, entwickelten sich schnell zu Hochburgen der Armut, Kriminalität und Hoffnungslosigkeit. Der Erfolg eines geringverdienenden Amerikaners zeigte sich in der Folge darin, wie lange er brauchte, um diesen *Projects* zu entkommen.

Die chaotische Dynamik der flexibel auf Anreize reagierenden Städtesoftware bringt die Pläne der Stadtherren ebensoschnell zum Scheitern wie die Aussetzer des Betriebssystems einen PC. Doch der Schiffbruch des planerischen Machbarkeitswahns in der Stadtgestaltung kann auch zu

positiven Folgen führen: «*Gentrification*» nennt sich das Phänomen, wenn sich «alternative Lebensformen» in längst abgeschriebenen Stadtteilen einnisten und sie mit neuem Leben füllen. Völlig ungeplant entsteht so eine vielfältige soziale und kulturelle Infrastruktur aus Bars, Restaurants, Kinderhorten, Studios und Galerien. Nach den Theorien des Ökonomen Florida fühlen sich dann junge und innovative Vertreter der kreativen Klasse von diesem Umfeld angezogen und tragen zu seiner ökonomischen Aufwertung bei.

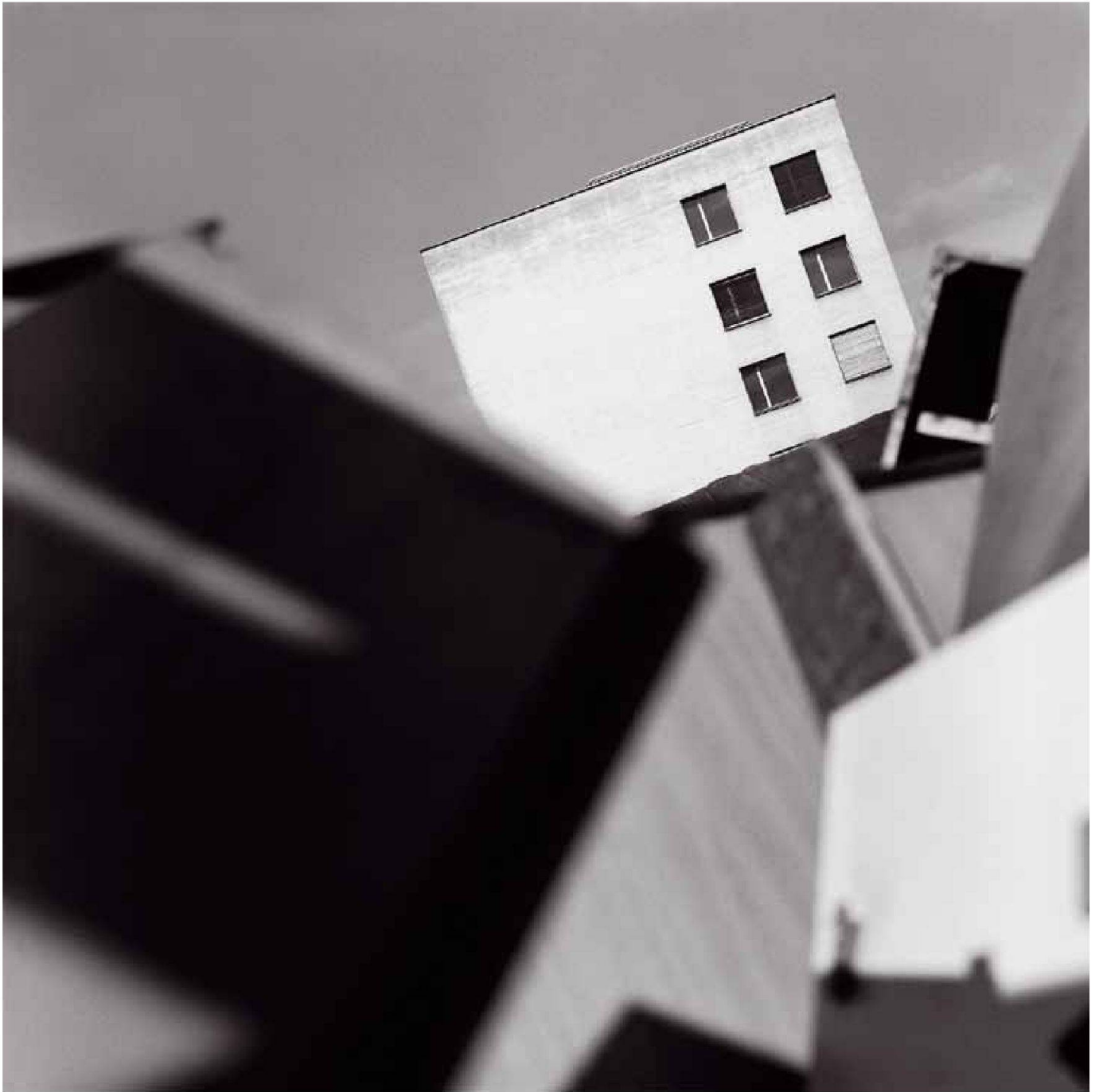
In Ansätzen liess sich diese Entwicklung im erwähnten Zürcher Westen verfolgen. Andere Beispiele sind das Greenwich Village und Soho in New York, West Hollywood in Los Angeles oder der Prenzlauer Berg und jüngstens Kreuzberg in Berlin. Der Ausbau und die Modernisierung folgten hier den spontanen und nichtzentralen Investitions- und Nutzungsentscheidungen der Menschen. Ist der Stadtteil dann erst einmal aufgewertet, ist die Karawane der Alternativen und Kreativen längst in ein spannenderes Umfeld weitergezogen.

Völlig ungeplant entsteht eine vielfältige Infrastruktur aus Bars, Restaurants, Kinderhorten, Studios und Galerien. Das zieht die kreativen Klassen an.

Es ist schon so: wichtige Elemente einer Stadt sind der Planungsgewalt ihrer Verwalter unterworfen. Zum Leben erweckt wird die Hardware einer Stadt aber immer erst durch uns, ihre Bewohner. So wie sich unsere Bedürfnisse, Launen und Geschmacksrichtungen dynamisch und manchmal auch erratisch verändern, verändert sich auch unsere Nutzung von Häusern, Strassen und Brücken. Um eine hohe Lebensqualität zu gewährleisten, muss eine Stadt daher vor allem eine Regel befolgen: ihrem pulsierenden Leben die Freiheit, Offenheit und Toleranz zur ständigen Veränderung zu lassen.

CHRISTIAN P. HOFFMANN, geboren 1978, ist promovierter Ökonom, Projektleiter an der Universität St. Gallen und Forschungsleiter am Liberalen Institut.





Sicherheit regiert die Stadt. Sie zieht sich durch die unterschiedlichsten Räume und Massstäbe – bis in die geheimsten Winkel des Subjekts.

5 Urbane Umwertung der Werte

Elisabeth Blum

«Zu ihrer Durchsetzung muss sich die Macht mit einer ununterbrochenen, erschöpfenden, allgegenwärtigen Überwachung ausstatten, die imstande ist, alles sichtbar zu machen, sich selber aber unsichtbar. Ein gesichtsloser Blick, der den Gesellschaftskörper zu seinem Wahrnehmungsfeld macht: Tausende von Augen, die überall postiert sind; bewegliche und ständig wachsame Aufmerksamkeiten.»

Michel Foucault, «Überwachen und Strafen», 1975

Den Diskursen des Sicherheitsmarkts ist eine Serie höchst wirksamer Innovationen gelungen. Boris Groys versteht Innovation als Umwertung von Werten, als kulturökonomische Form des Tauschs. Die erste Umwertung betrifft das Verhältnis von Freiheit und Sicherheit. Seit das bürgerliche Freiheitsideal gilt, wird diese Beziehung hierarchisch gedacht: Freiheit vor Sicherheit. Bislang hatte Freiheit ihren Platz im «valorisierten» Raum des «kulturellen Archivs», Sicherheit dagegen ist selbstverständlicher Bestandteil der Alltagswelt. Erstmals beginnt sich jetzt dieses Verhältnis in sein Gegenteil zu verkehren. Wir sind Zeitgenossen dieses Umwertungsprozesses. Täglich können wir sehen, wie unzählige Formen von Sicherheit aufgewertet und parallel dazu Freiheiten abgewertet werden, wie Sicherheit mit neuen Formen von Sozialprestige verknüpft wird – man lässt sich bewachen wie sonst nur Spitzenpolitiker und Hollywoodstars – und Freiheiten zu entbehrlichen Grössen degradiert werden.

Wie sonst wäre es vorstellbar, dass rechtsstaatliche Institutionen mit rücksichtsloser und verblüffender Selbstsicherheit darangehen, Räume unterschiedlichsten Typus mit Überwachungsinstrumenten zu bestücken? Wie zu erklären, dass

der Nichtrespektierung des Rechts auf Sicherung der Privatsphäre und auf Anonymität im öffentlichen Raum kein Widerstand entgegengesetzt wird? Dies alles unter zwei spektakulären Voraussetzungen: prophylaktisch und in rechtlich ungesichertem Raum. Bedurfte es früher eines Anlasses für die Präsenz von Überwachungs- und Strafbehörden, so sind sie heute immer schon da. Bevor etwas passiert. Eine neue Generation von *outlaws*, rekrutiert aus den rechtsstaatlichen Institutionen selbst, ist im Entstehen begriffen.

Auch das Selbstbild des Menschen wird radikal umgebaut. Die Menschen verlieren ihre Kontur, ihre Grenze, sie erweitern sich virtuell zu verfügbarem Material. Über die Dauer ihrer Anwesenheit im medial vervielfachten Raum entscheiden nicht sie selbst. Sie können als Bild jederzeit wiedergeholt, betrachtet, vergrössert werden. Wenn sie sich ausziehen, umziehen, ihr Äusseres verändern, trennen sie sich nicht wirklich von ihrer Vergangenheit. Immer gibt es da jemanden, der sie in vergangener Aufmachung wieder sichtbar machen kann. Auch über Zeitgrenzen von Situationen verlieren sie die Kontrolle. Ihr Bild von sich selbst wird um jene ihnen selbst unbekanntem Bilder erweiterbar, unter Aufsicht und Kontrolle anderer. Die Wahrheit über sich zu sagen oder nicht zu sagen, liegt nicht länger bei ihnen allein – jederzeit kann etwas über sie zum Vorschein kommen, von dem sie nichts wussten. Jeder wird sich selbst ein anderer. Zunehmend beginnt man dem Bild von sich selbst zu misstrauen, weil jetzt auch andere mitreden, mitbeweisen: radikale Reorganisation des psychologischen Raumes.

Wenn die Welt draussen, die Strassen, die Räume und Institutionen sich gegen die Menschen wappnen, dann wappnen sich die Menschen ihrerseits gegen alles da draussen. Die zunehmende Ausstattung privater Haushalte mit Sicherheitseinrichtungen zeigt, wie gross das Begehren ist, sich und alles, was zum eigenen Reich gehört, in diesem aufgewerteten Raum der Sicherheit zu wissen.

Was Städte einmal charakterisierte, dass man dort Fremder unter Fremden war oder sein konnte, brauchte Anonymität, Grösse, Unübersichtlichkeit – Begriffe, die einst mit Freiheit konnotiert wurden und heute fast schon zu Begriffen für das Böse geworden sind. Die *urbane* Stadt ist gefährdet. Wir sind heute beinahe bei ihrem Gegenbild angekommen.

ELISABETH BLUM ist promovierte Architektin und Autorin von «Schöne neue Stadt. Wie der Sicherheitswahn die urbane Welt diszipliniert» (2003).

Ein Bedürfnis, ein Angebot, ein Abwägen von Kosten und Nutzen. Dann die Entscheidung. Auch in der Unterwelt reagiert der Markt. Und auch hier sind Vorhersagen nicht möglich. Ein Exposé und eine wahre Geschichte.

6 Die Unterwelt ist die Oberwelt

Valentin Landmann

Unterwelt und Halbwelt sind der Spiegel der Oberwelt. Hat man, nach dem ersten Schreck über diese These, kurz durchgeatmet, so muss man sich sagen: Wie sollte es auch anders sein? Wer gegen das Gesetz verstösst, ist nicht als Ausserirdischer vom Mars gefallen. Wer Unterweltaktivitäten entfaltet, ist nicht bei jeder Handlung ein Unterweltler. Er isst seine Frühstückshörnchen nicht auf Unterweltart. Er ist grundsätzlich ein ganz normales Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Er reagiert auf die gleichen Anreize wie alle anderen auch. Was andere sich erträumen, was andere sich als Annehmlichkeit, als Macht oder als Kick verschaffen wollen, gilt auch für den Unterweltler, nur dass irgendwelche Gründe ihn bewogen haben, für manche Schritte das Recht zu verletzen.

Wenn die gleichen Anreize in der Unterwelt wirken wie auf uns alle, bilden sich aus Unterweltaktivitäten zwangsläufig Märkte. Ökonomische Anreize lassen sich nur durch entsprechend effizientes ökonomisches Handeln verfolgen. Risikoanalyse, Kostenberechnungen, ökonomisches Denken generell sind genauso Teil der Unterwelt wie der Oberwelt.

Mit dem Gesetz setzen wir Anreize. Verbote sind im Markt der Unterwelt nichts anderes als negative Kostenfaktoren. Ziel der Gesetze ist in ökonomischer Hinsicht, unerwünschtes Handeln unrentabel und damit unattraktiv zu ma-

chen. Sitzen die Anreize aber falsch – wie etwa im Drogenmarkt, wo die Gesetze erhöhte Risikopreise und damit Anreize schaffen –, so geht es zwangsläufig schief.

Dass auch die Unter- und Halbwelt ökonomisch handelt, bedeutet: auch hier befähigen grundsätzlich die gleichen Eigenschaften wie in der Oberwelt dazu, Erfolg zu haben, aufzusteigen, an die Spitze zu gelangen. Das mag zunächst verblüffen. Doch wenn wir es uns genauer überlegen, müssen wir zugeben, dass die wenigsten der grossen Manager der Oberwelt durch rein moralische Qualitäten aufgestiegen sind. Und auch der Unterweltmanager – also der Gangster – ist durchaus in der Lage, moralisch zu handeln, wenn er es sich von seinem Ziel her leisten kann.

Plastisch wird die Parallele der Welten jedoch erst, wenn Einzelschicksale betrachtet und Wege Betroffener nachgezeichnet werden. Dann erkennen wir eine These der Chaostheorie wieder: der kleinste Entscheid, die kleinste Ursache kann weitere Entscheidungen im Leben präjudizieren, und schliesslich steht man vor der Katastrophe. Dünnes Eis bekommt erst kleine Sprünge, nicht sofort den grossen Einbruch. Und es gilt noch eine weiterer Punkt der Chaostheorie: rückschauend können wir immer erklären, da letztlich alles kausal bestimmt ist. Die Fülle der Ursachen ist jedoch derart gross, dass umgekehrt Prognosen in die Zukunft äusserst schwierig bis unmöglich sind. Dünnes Eis zu erkennen, ist nicht immer einfach. Das zeigt auch exemplarisch die Geschichte eines meiner Mandanten.

Tod auf dem Dach

Sorgfältig schnippte Vahid ein Krümelchen des Croissants von seiner seidenen Designerjacke, nicht ohne dasselbe Krümelchen danach mit gleicher Sorgfalt wieder von meinem Sitzungstisch zu entfernen und auf der Untertasse seines Espressos zu plazieren. Vahid war ein sehr gepflegter junger Mann. Er hatte Croissants zur Sitzung mitgebracht. Nicht etwa Hörnchen oder Gipfeli, sondern ganz bewusst «Croissants». Darauf legte er Wert.

Duftender Kaffee und frische Croissants gehörten für ihn einfach zu einer Sitzung. Vahid war jung. Noch nicht einmal fünfundzwanzig. Und es war noch einmal gutgegangen. Die Staatsanwaltschaft hatte ihm für einige – geschickt durchgeführte – Kleiderdiebstähle in De-

signboutiquen und grossen Warenhäusern einen recht milden Strafbefehl verpasst. Jetzt sah er auf das blaue Papier der Verfügung und war zufrieden. Auffallend häufig schnupfte er allerdings durch die Nase. Etwas unruhig blickte er um sich und betonte, ich brauche keine Bedenken zu haben, er sei nicht erkältet. «Ich weiss», sagte ich, und er wusste, was ich meinte. Die Zeichen waren ziemlich untrüglich.

Seine ohnehin grossen dunklen Augen hatten riesige Pupillen. Seine Unruhe und sein «Hochziehen» liessen, was seinen Kokainkonsum betraf, nichts Gutes vermuten. Ich hatte etwas Bedenken. Sicher, Vahid war wohl ein guter Verkäufer. Doch wie sollte sich der elegante junge Mann seinen Lebensstil plus Kokain mit seiner Teilzeittätigkeit auf dem libanesischen Autohandelsplatz leisten können?

Von schönen Kleidern konnte Vahid seine Finger nicht lassen. Ebenso wenig von kleinen Orientteppichen, die später irgendwo fehlten

Vahid wollte es ihnen gleichtun. Zumindest wollte er gleich mondän aussehen wie sie, gleich auftreten wie sie, sich mit den gleichen attraktiven jungen Frauen im Ausgang bewegen.

und mit denen er Freunde und Freundinnen grosszügig beschenken oder kleine Geschäfte machen konnte.

Ob ich denn wirklich nicht an dem schönen getunten GTI interessiert sei, den er vor meinem Büro abgestellt habe? Die getönten Scheiben habe er eben erst machen lassen; auch der Lack mit dem Perlmuttereffekt sei doch irre. Genau das Richtige für meine Frau, das Richtige für die Frau eines Anwalts, für die ich doch einen Zweitwagen haben müsste. Ich musste nicht. Ein wenig enttäuscht sah mich Vahid an, als ich ihm erklärte, dass meine Frau damals einen Puch-Geländewagen fuhr und sich nicht als getunten GTI-Typ verstand.

Vahid war im Süden des Libanons aufgewachsen. Seine Eltern lebten sehr bescheiden auf dem Land. Vahid hatte einen Bruder, etwas älter als er. Soweit Schule auf dem Land im Libanon möglich war, hatten ihn die Eltern zur Schule geschickt. Er hatte sogar etwas Französisch und Englisch gelernt. Sehr lange konnte er nicht zur Schule gehen. Dafür fehlten schlicht die Mittel.

So machte er in derselben kleinen Stadt bei einem christlichen Bäcker eine Lehre. Das war ein guter Beruf.

Für Politik interessierte sich der junge Vahid nicht besonders. Er interessierte sich mehr für die jungen Damen in seinem Umfeld. Er war beliebt. Er war ein Charmeur. In der Lehre war er nicht gerade der fleissigste, aber immerhin, es klappte, und schliesslich war Vahid ein ausgebildeter junger Bäcker mit Hang zu allem Schönen.

Ob sich Vahid nun für die Politik interessierte oder nicht: der Süden Libanons wurde damals immer unruhiger. Schliesslich kam es zu Gefechten auch im Ort, wo die Eltern wohnten. Zeitweilig konnte man sich kaum mehr auf die Strasse trauen, und niemand hatte mehr Geld, ausser einigen erstaunlichen Kriegsgewinnlern, Delegierten von internationalen Organisationen, diversen Milizgruppierungen und so weiter. Für die Bevölkerung wurde es immer schwieriger.

Vahids Bruder hatte sich schon etwa ein Jahr früher abgesetzt und war in der Schweiz gelandet. Er hatte eine Schweizerin geheiratet und lebte quasi im gelobten Land. Vahid entschloss sich, es ihm gleichzutun. Die westeuropäischen Frauen hatten ihm im übrigen schon immer gefallen. Sie waren so aufgeschlossen und modern. Ganz anders als die schüchternen jungen Mädchen im Libanon. Begegnet war er bisher allerdings nur einigen Angestellten internationaler Organisationen und ganz selten einer Touristin. Vahid war knapp zwanzig, sah gut aus, konnte sich benehmen und war auch intelligent. Mit Büchern hatte er seine Englisch- und Französischkenntnisse weiter verbessert, so dass er sich inzwischen recht gut verständigen konnte.

Zu Hause gab es keine Zukunft mehr für ihn. So entschloss er sich, es seinem Bruder nachzutun. Vahid gelangte nach Italien und von dort an einem unbewachten Grenzübergang in die Schweiz. Hier stellte er einen Asylantrag. Er war zwar nicht politisch verfolgt, kam aber immerhin aus einer unruhigen Region.

Vahid blieb nicht lange Asylbewerber. Noch während seiner Zeit im Asylheim lernte er eine Schweizerin, eine kaufmännische Angestellte, kennen und begann, sich mit ihr zu treffen. Zwar war sie doppelt so alt wie er, doch sie sah sehr gut aus. Und sie hatte sich Hals über Kopf in ihn verliebt. Sie war so zielstrebig, so schön dominant, eben so ganz anders als die schüchternen Frauen, die er zuhause kennengelernt hatte. Es war keine reine Zweckehe, als die beiden heirateten. Vahid fühlte sich – zunächst – wohl.

Kurz nach der Heirat wurde seine Frau schwanger. Vahids Sohn kam zur Welt. Vahid schwärmte von seinem Kind. Doch er war kein häuslicher Familienvater und vielleicht auch noch ein wenig zu jung, um häuslich zu werden. Es zog ihn zu seinen Landsleuten. Den Bäckerberuf wollte er in der Schweiz nicht mehr ausüben. Seine Landsleute waren oft im Autohandel tätig. Das gefiel ihm. Und vor allem liebte er tolle Autos. Schon bald heuerte Vahid auf dem Gebrauchtwagenhandelsplatz eines Landmanns in einer Zürcher Vorortsgemeinde an. Vahid erwies sich als recht geschickt. Er konnte gut auftreten und war ein guter Verkäufer. Wenn er etwas verdient hatte, steckte er es am liebsten in schöne Kleider.

Die vielen Landsleute, die ebenfalls in dieser Vorortsgemeinde im Autohandel tätig waren, gingen gern zusammen aus. Sie trafen Freundinnen, und Vahid schloss sich ihnen an. Da erzählten sie von Erfolgen, von allem möglichen, das sie sich angeschafft, von grossen Gewinnen, die sie gemacht hätten.

Vahid wollte es ihnen gleichtun. Zumindest wollte er gleich mondän aussehen wie sie, gleich auftreten wie sie, sich mit den gleichen attraktiven jungen Frauen im Ausgang bewegen. Das mit den jungen Frauen war eigentlich kein Problem. Vahid hatte schon immer Anklang gefunden. Schlecht war nur, dass seine eigene Ehefrau, die meist zu Hause bei ihrem Kind sass, auf Dauer nicht mehr begeistert reagierte.

Hin und wieder brachte Vahid Geschenke nach Hause, schöne Kleider für seine Frau, mal einen kleinen Orientteppich. Und hin und wieder gab es auch ein kleineres Verfahren gegen Vahid, weil er eben nicht alle die schönen Designerkleider ordnungsgemäss bezahlt hatte.

In der Umgebung seiner Landsleute, die Highlife und Autohandel schätzten, lernte Vahid leider nicht nur den Umgang mit Autos, sondern auch mit etwas für ihn völlig Neuem: Kokain. Irgendwann gab ihm ein Landmann davon zum Probieren, und Vahid war begeistert. Jetzt konnte er im Ausgang so richtig auf den Putz hauen, durchmachen, kam sich vor wie der Stärkste, der Schönste, der Grösste. Bloss, dass die Wirkung leider bald wieder verflog. Doch dagegen liess sich ja was tun, indem man sich die nächste Linie beschaffte. Es wurde bald teurer, als Vahid es sich eigentlich leisten konnte. Er behalf sich dadurch, dass er jeweils für einige Kollegen mitinkaufte und diesen so ihr Kokain etwas günstiger beschaffte, als sie es sonst gehabt hätten. Das

Kokain machte Vahid schliesslich unvorsichtig beim «Einkaufen» von Kleidern. Und so schlug die Justiz wiederum zu.

Vahid sass in der Besuchszelle und platzte vor Wut. Seine dunklen Augen – diesmal nicht durch Kokain vergrössert – sprühten. Eine junge, aufstrebende Staatsanwältin hatte sich seiner Sache angenommen und ihm in Aussicht gestellt, sie werde nun radikal ermitteln. Diesmal werde er nicht so glimpflich davonkommen wie das letztmal (eben damals, als er bei einer Tasse Kaffee und Croissants seinen Strafbefehl bei mir in Empfang genommen hatte). Diesmal waren auch Drogen mit im Spiel.

Ich versuchte Vahid zu beruhigen. Gar so schlimm sah es nun doch wirklich nicht aus. Aber Vahid war ungehalten über die Staatsanwältin. Was man denn machen müsse, damit eine Staatsanwältin in Ausstand trete. Er könne sie nicht ausstehen. Was würde denn geschehen, wenn er ihr eine Ohrfeige geben würde. Ich riet

Die Staatsanwältin schaute ihn irritiert an und fragte nochmals: «Was sagen Sie zu diesem Vorwurf?» Und Vahid darauf, mit Augenaufschlag: «Alles, was Ihr Herz begehrt. Für Sie sage ich alles, für Sie tue ich alles. Ich trage Ihr Bild in meinem Herzen.»

Vahid dringend davon ab und sagte ihm, es brauche schon sehr viel, bis ein Staatsanwalt in den Ausstand trete. Scherzhaft fügte ich hinzu, das sei weniger der Fall, wenn beide sich nicht mögen, schon viel eher, wenn sich Staatsanwältin und Angeschuldigter ineinander verlieben würden. Vahids Gesicht leuchtete auf, was mir ein unguutes Gefühl gab.

Die nächste Befragung bei der Staatsanwältin war anberaumt. Ich sass bereits ihr gegenüber am Tisch, als die Polizei Vahid hereinführte. Er setzte sich brav und begrüßte mich mit einem Augenzwinkern, was mir wieder ein etwas mulmiges Gefühl im Bauch einbrachte. Ich liess mir nichts anmerken. Als dann die Staatsanwältin sagte: «Ich werfe Ihnen vor, dass...», antwortete Vahid mit schmachtendem Blick und Augenaufschlag: «Für Sie alles.»

Die Staatsanwältin schaute ihn irritiert an und fragte nochmals: «Was sagen Sie zu diesem Vorwurf?» Und Vahid darauf, wieder mit Augen-

aufschlag: «Alles, was Ihr Herz begehrt. Für Sie alles. Für Sie sage ich alles, für Sie tue ich alles. Ich trage Ihr Bild in meinem Herzen.»

Während ich unschuldig zum Fenster hinaus sah, wurde die Staatsanwältin sichtlich wütend und rief zum wachhabenden Polizeibeamten: «Mit dem ist heute nichts anzufangen, bringen sie ihn zurück in die Zelle.» Der Polizeibeamte erhob sich bedächtig, nahm die Handschellen vom Gürtel und wollte sie Vahid anlegen. Der drehte sich mit ausgestreckten Armen, die Hände übereinandergelegt, zur Staatsanwältin und sagte schmachttend: «Nein, nicht er; nur sie...»

Die Staatsanwältin lief rot an vor Wut. Der Polizeibeamte grinste übers ganze Gesicht. Vahid blickte schmachttend, und ich kramte in meiner Mappe und dachte möglichst an irgendetwas anderes, um nicht loszuprusten. Einen Tag später hatte Vahid einen neuen Staatsanwalt. Die junge Staatsanwältin hatte den Fall hingeschmissen. Vahid war stolz auf seinen Erfolg. Und der Fall

Natürlich würde Vahid mitkommen. Sicher schnupfte er beim Gedanken mehrmals in Vorfreude durch die Nase. Er würde zur Freiheit, zu seiner Familie, aber auch zu seinem Kokain zurückkehren können.

ging gar nicht so schlecht. Wegen Diebstahls und eines kleineren Verstosses gegen das Betäubungsmittelgesetz gab es nochmals einen Strafbefehl, diesmal allerdings nicht auf Bewährung. Vahid würde noch etwa dreissig Tage in Haft bleiben müssen. Ich war erleichtert. Doch die Haft entsprach zu wenig dem Drang Vahids nach Kokain. Ein Drang, der ihm die dreissig Tage offenbar wie Jahre erscheinen liess.

Vahid wurde für die dreissig Tage in ein älteres Bezirksgefängnis verlegt. Mit ihm in der Zelle sass ein Araber, gegen den wegen schwerer Delikte eine Anklage von rund zwölf Jahren vorlag. Omar war ein anderes Kaliber als Vahid. Und hatte sich schon längst an die Arbeit gemacht. Es war ein altes Bezirksgefängnis mit relativ schlechten Sicherheitseinrichtungen. Omar war es gelungen, die Gitterstäbe des Fensters in langer Arbeit soweit zu lockern, dass man sie in absehbarer Zeit würde herausreissen können. Tagsüber füllte er die herausgeschabten Stellen wieder mit dem Brei aus Zementkrümelchen auf, sodass sie

bei Kontrollen nicht auffielen. Irgendwie war Omar auch zu einer Feile oder etwas Ähnlichem gekommen, mit dem er die Metallstäbe bearbeiten konnte.

Omar wollte mit seiner weiteren Arbeit nicht warten. Schliesslich konnte es jederzeit passieren, dass man ihn in ein sichereres Gefängnis verlegen würde, und dann wäre die Gelegenheit vorbei. So sah Omar keinen anderen Ausweg, als den nervösen jungen Vahid einzuweihen: «Ich haue ab. Kommst du mit?»

Natürlich würde Vahid mitkommen. Sicher schnupfte er bei dem Gedanken mehrmals in Vorfreude durch die Nase. Er würde zur Freiheit, zu seiner Familie, aber auch zu seinem Kokain zurückkehren können.

Eines Nachts geschah es dann. Omar gelang es – mit etwas Hilfe von Vahid –, die Gitterstäbe herauszubringen und auf das Dach des Gefängnisses zu gelangen. Vahid folgte ihm nach. Doch kaum hatte Vahid einen Schritt auf das Dach gemacht, ging schon der Alarm los. Scheinwerfer leuchteten, Sirenen lärmten. Rufe erschallten. «Polizei, stehenbleiben oder wir schiessen!» Omar gelang es, vom Dach aus dem Kegel der Scheinwerfer ins Dunkel zu gleiten. Vahid sah Omar davonrennen. Und Vahid rannte auf dem Dach weiter, zögerte ein wenig, hörte weiter die Rufe: «Polizei, halt oder wir schiessen!»

Vahid muss noch den Warnschuss gehört haben, den der Polizeibeamte abgab. Doch er rannte weiter, glitt auf der Schräge des Daches etwas aus und rutschte. In diesem Moment schoss der Beamte. Er hatte korrekt gehandelt. Er hatte gerufen. Er hatte sogar zweimal gerufen und gewarnt. Er hatte einen Warnschuss abgegeben. Und er hatte dann seine Waffe tief gehalten in Richtung Bein. Doch Vahid war ausgeglitten. Der Schuss traf Vahid. Vahid war tot.

Zum Zeitpunkt der Flucht hätte Vahid noch etwa zehn Tage im Gefängnis verbringen müssen.

VALENTIN LANDMANN, geboren 1950, promovierte an der Universität Zürich in Jurisprudenz, ist Anwalt im Anwaltsbüro Landmann in Zürich und Autor u.a. von «Dünnes Eis, Wege in die Illegalität – ein Milieuanwalt erzählt» (2009) und «Verbrechen als Markt, zur Ökonomie der Halbwelt und der Unterwelt» (2006).